

Mission und Entwicklungshilfe

Von Jochen Schmauch, Dingden/Westf.

Es geht zunächst um das „und“ in der Überschrift dieses Vortrages. Das betrifft die grammatikalische Fixierung unseres Themas. Und was wäre als Ausgangspunkt einer Erörterung darüber für uns zutreffender, als das Gespräch zweier Professoren aus Salamanca auf ihrer Überfahrt nach Amerika zu belauschen, wie Paul Claudel es im „Seidenen Schuh“ schildert, und jenen Ausruf des einen der beiden voranzustellen: „Liebe Grammatik, schöne Grammatik, entzückende Grammatik, Tochter, Braut, Mutter, Liebhaberin und Brotkorb der Professoren!“ Wir könnten aber auch hinzufügen: „O du eigenartige Grammatik!“ — denn obwohl das Wörtchen „und“ ein Bindewort ist, bedeutet das bei unserer Formulierung „Mission und Entwicklungshilfe“ noch lange nicht, daß jedermann Mission und Entwicklungshilfe als notwendigerweise miteinander verbunden ansieht. Das Bindewort „und“ kann nämlich Sachverhalte sowohl unverbindlich aneinanderreihen wie einander gegenüberstellen; im letzteren Fall würde unser Thema lauten können „Mission oder Entwicklungshilfe“ wie „Mission statt Entwicklungshilfe“ oder gar „Mission gegen Entwicklungshilfe“.

Es ist nichts mit der grammatikalischen Fixierung: das Problem liegt tiefer, und wir kommen wohl nur weiter, wenn wir uns überlegen, wo unsere Fragestellung ihren „Sitz im Leben“ hat.

I. Es scheint dies einmal die Sorge zu sein, daß die pastorale Wirksamkeit der Missionare in Übersee durch Tätigkeiten der sogenannten Entwicklungshilfe beeinträchtigt werden könnte. Diese Sorge resultiert aus praktischen Erfahrungen. Es gibt nämlich eine ganze Reihe von Missionaren, die — wie einer meiner Freunde es einmal formulierte — „zuviel in Bau-eisen und Beton und zuwenig in Bibel und Katechismus denken“.

Für ein solches Verhalten lassen sich einige Gründe anführen:

1. Es kann sich um einen regelrechten Fluchtversuch aus der seelsorglichen Verantwortung handeln. Wir kennen solche Fluchtversuche, ob Unsicherheit, Resignation oder eine schleichende Gewichtsverlagerung des Verhaltensspektrums sie verursachen, auch hierzulande, etwa dort, wo alle Energie auf den Bau von Kirche, Jugendheim, Kindergarten u. a. m. gewendet ward — worauf dann auch jene ironische Bemerkung zu beziehen ist, daß sich die Tüchtigkeit eines Pfarrers an der Höhe der Schulden zeige, die er hinterlassen habe. Das freilich ist ein allgemeines asketisches Problem und keinesfalls für die überseeische Mission der Kirche allein spezifisch.

2. Es kann sich um einen direkten oder indirekten Auftrag handeln, den ein Missionar von seinem Ordinarius erhält, nämlich: eine „Station“ ein-

zurichten oder auszubauen, was nun tatsächlich meistens primär mit „Baueisen und Beton“ verbunden ist — und das oft genug auf Jahre. Ich sagte, es könne sich auch um einen „indirekten“ Auftrag handeln: jemand wird z. B. auf eine Stelle versetzt, die in einem wörtlichen Sinn des Aufbaus bedarf, in der stillen Hoffnung, er werde die erwünschte Bauleistung aufgrund seiner privaten Finanzquellen schon erbringen.

3. Es handelt sich — immer noch ausgehend von der Frage, wie sich die genannte Vorliebe für „Baueisen und Beton“ deuten lasse — in einem weiteren Erklärungsversuch um die Tatsache, daß zumindest auf dem Wege über die Durchführung von Projekten Geld zu erhalten ist.

Wahrscheinlich ist es wirklich so, daß mancherorts Aktionen wie Misereor einer bestehenden Neigung zu ökonomischen Tätigkeiten die Mittel in die Hand geben, sie zu realisieren, obwohl solche Aktionen durchaus andere Intentionen haben.

Aber auch, was diese „Neigung“ anbetrifft, muß man, wie ich meine, genauer zusehen.

Da ist einmal zu bedenken, daß die kirchlichen Einrichtungen in der überseeischen Mission durchweg an einem chronischen Geldmangel leiden. Manchmal wird der Ausgleich dafür, wie man zu hören bekommt, mit wirklich großherzigem Vertrauen auf die Vorsehung Gottes überschrieben, obwohl sich „la Providence du Bon Dieu“ kontenmäßig nirgendwo niederschlägt. Auf meinen Einwand, Missionare seines Sprengels hätten ein vorgesehenes landwirtschaftliches Ausbildungszentrum für die Bevölkerung ganz und gar in eine Produktionsstätte für die Missionsstation umgemünzt, erwiderte mir der Finanzgewaltige einer afrikanischen Diözese: „Die Mission muß auch leben!“ Gewiß: die Missionare müssen leben. Aber ebenso gewiß wird die überseeische Mission der Kirche eines guten Teiles ihrer Wirkung beraubt, wenn Missionare zu reinen Wirtschaftsunternehmern werden.

Daneben ist eine andere Tatsache zu bedenken: die Kirche in Übersee befindet sich in manchen Gebieten nach der Ablösung des Kolonialsystems in einer prekären Lage, die vor allem von dem Nationalismus der jungen Staaten verursacht wird. Ist es manchmal nicht so, daß die Kirche ihre politische Zuverlässigkeit wie aber auch ihre Praesenz gerade durch den Aufbau von Institutionen großen Ausmaßes wie Hospitälern und Schulungszentren demonstrieren will, die nachweislich viel Geld, und zwar auf Dauer, kosten?

Sieht man unser Problem auf diesem Hintergrund, so kann man verstehen, was Josef Glazik 1962 auf der Jahrestagung der Görresgesellschaft sagte: „Deshalb erweisen wir der Mission keinen guten Dienst, wenn wir sie zur Entwicklungshilfe verleiten. Zunächst würde sie dadurch zu ihrer eigenen Säkularisierung beitragen. Zum ändern riskierte sie, mit der Ent-

wicklungshilfe identifiziert zu werden, wie sie in der Vergangenheit mit dem Kolonialismus identifiziert worden ist. Schließlich würde sie (und wird sie jetzt schon) von ihrem eigentlichen Auftrag gegenüber der Welt abgelenkt. Der Mangel an Missionspersonal ist so prekär, daß die Mission es sich gar nicht leisten kann, Missionare, die der Verkündigung der Frohen Botschaft und der Seelsorge an den Gläubigen dienen sollen, für die Verwirklichung von Entwicklungsprojekten zur Verfügung zu stellen.“

II. Damit ist ein zweiter Grund angegeben als Antwort auf die Überlegung, wo die Fragestellung „Mission und Entwicklungshilfe“ ihren „Sitz im Leben“ habe, nämlich: im Begriff der „Entwicklungshilfe“ selbst.

Bei Josef Glazik wird „Entwicklungshilfe“ auch mit „Kolonialismus“ in Zusammenhang gebracht. Das ist insofern richtig, als „Entwicklungshilfe“ tatsächlich politisch verstanden werden kann und verstanden wird. Dann bedeutet „Entwicklungshilfe“ nichts anderes als eine neue Form der Außenpolitik, in dem Sinne, daß man durch „Tribute“ in Form von Kapital, technischen Ausrüstungen, Stipendien und Personal Abhängigkeiten kolonialer Herkunft erhalten will oder neue Abhängigkeiten herstellen will oder wenigstens bündnisähnliche Übereinstimmungen stiften will. Nicht von ungefähr ist ja der Gebrauch der Begriffe „Entwicklungshilfe“ und „Entwicklungspolitik“ hierzulande synonym geworden. Wenn nun die Kirche in ihrer Mission, soweit diese von hier nach Übersee ausgeht, als ein „Ableger“ dieser Entwicklungspolitik auch nur erscheint, dann freilich würde sie mit dem Wohl und Wehe einer solchen Politik stehen und fallen; und sicher ist jede Hilfstätigkeit der Kirche in Übersee von aller Politisierung freizuhalten.

Die Frage sitzt, unter diesem politischen Aspekt, aber noch tiefer: offensichtlich kann der Begriff „Entwicklung“ selbst politisch verstanden werden: Gustavo Lagos Matus hat gezeigt, wie sich in der Gegenwart aufgrund von Wirtschaftskraft, militärischer Macht und Prestige ein internationales Sichtungssystem der Nationen ergeben hat, in dem sich wenige Nationen an der Spitze einer Pyramide und der größere Teil „unten“ befindet. „Entwicklung“ bedeutet dann: Aufstieg in den Kreis der politisch mächtigen Nationen, um selber real bedeutungsvoll zu werden; und Maßnahmen der Entwicklung in den „unten“ befindlichen Ländern zielen auf die Steigerung und Stärkung der eigenen nationalen Macht. „Wir müssen unser Land nicht nur militärisch, sondern auch ökonomisch verteidigen“, sagte ein afrikanischer Delegierter im vergangenen Jahr in Abidjan. Aus diesem Drang nach realer politischer Bedeutung werden in diesen Ländern, die Daniel Lerner „societies-in-a-hurry“ genannt hat, einige auffällige Vorgänge leichter verständlich: die Anwendung von Zwang als „Eintrittskeil“ in die „Entwicklung“ oder gewisse „Treibhausmethoden“ etwa bei der Industrieansiedlung.

Gleichzeitig aber ist dieser ungestüme politische Aufstiegsdrang oft genug mit einem etatistischen Verständnis der Staatstätigkeit verbunden, was die Kirche in erhebliche Schwierigkeiten bringt. Soll sie sich jeder Tätigkeit im sozialökonomischen Bereich enthalten und nur „reine Mission“ „betreiben“? Soll sie mit den vom Staat eingerichteten Institutionen und Organisationen zusammenarbeiten, um das Ethos der Liebe in den Menschen verinnerlichen zu helfen? Soll sie selbst Institutionen errichten, die der Staat zwar geplant oder vorgesehen hat, die er aber aus Geldmangel, Personalmangel u. ä. m. nicht realisieren kann, um damit, wie wir schon andeuteten, ihre Praesenz zu erweisen? Soll sie gar gegen den Staat „unter der Hand“ mit Sozialbewegungen, Bildungsorganisationen arbeiten? Aus diesen Schwierigkeiten läßt sich jedenfalls auch die Bewegung der „reinen Mission“ verstehen.

Der Begriff der „Entwicklung“ ist aber nicht nur politisch zu verstehen: es ist zugleich ein sozialökonomischer Begriff. Und er bedeutet dann: die planvolle Durchführung von Maßnahmen, die eine Veränderung der sozialen Struktur und eine Steigerung der wirtschaftlichen Produktivität — und dies in einem engen Zusammenhang — beinhalten.

Die Tätigkeit bei einer solchen „Entwicklung“ erfordert ein weitaus höheres Maß an soziologischen und ökonomischen — auch finanztechnischen — Kenntnissen und Fertigkeiten, als sie normalerweise ein Missionar besitzt.

Ich meine, niemand hat etwas dagegen, daß ein Missionar caritativ tätig wird: kein Missionar kann sich davon dispensieren. Es ist die klassische Auffassung der Kirche, daß man die Werke der leiblichen Barmherzigkeit — gerade als Emissär der Offenbarung — erfüllt und „Witwen und Waisen in ihrer Not“ beisteht.

Man muß wohl aber darauf aufmerksam machen, daß diese klassische Auffassung der tätigen Liebe auf dem Hintergrund einer sozialen Struktur entfaltet worden ist, die der Wirklichkeit der Not in den überseeischen Gebieten, gerade dort, wo wir die Mission im spezifischen Sinn ansiedeln, nicht entspricht.

Die Armut zur Zeit des Evangeliums war eine Herrschaftsarmut: d. h. jeder, der Anteil an der Machtausübung hatte, war aufgrund dessen entsprechend reich; die Ohnmächtigen, die nichts als ihr Feld zu bestellen und Abgaben zu entrichten hatten, waren naturgemäß die Armen. Solche Formen der Herrschaftsarmut gibt es heute noch, vor allem in feudalen Gesellschaftssystemen.

Demgegenüber ist die Armut in den „Gesellschaften im Überfluß“ (J. K. Galbraith) eine Leistungsarmut: d. h. die Armut entsteht durch die subjektive oder objektive Unfähigkeit, noch nicht einmal die Normalleistung im sozialökonomischen Bereich zu erbringen; wer diese Leistung erbringen

kann, darf nicht als arm angesehen werden; wer sie übernormal erfüllt, ist reich.

Die kirchliche Liebestätigkeit hat die Herrschaftsarmut stets im extremen Einzelfall zu lindern gesucht: an eine Veränderung der Strukturbedingungen dieser Armut war auch gar nicht zu denken, da es keine Alternative gab. Und als diese Alternative — nämlich die einer strukturellen Hilfe zur Zeit des Pauperismus in Deutschland und Europa — gegeben war, wurde die Gelegenheit verpaßt: man gab Armenhilfe weiter als Einzelfallhilfe, während die Arbeiterbewegung zur Selbsthilfe schritt. Heute wird hierzulande — abgesehen von der Einzelfallhilfe, die immer notwendig sein wird — Caritas mit einem wissenschaftlich-technischen Aufwand geübt, der erstaunen macht, der aber dann gefordert ist, wenn die Strukturbedingungen der Armut im sozialökonomischen Leistungsmangel liegen. Niemand verwundert sich darüber, auch nicht, wenn Priester „Resozialisierungszentren“ leiten oder Ordensschwestern mit Neurosen umgehen wie seinerzeit mit schlechten Zähnen.

Es scheint, als sollte die Kirche auch in jenen Gebieten, in denen — von hier aus gesehen — ihre überseeische Mission wirksam ist, die ihr dort aufgetragene Form der Caritas als eine Gelegenheit zur strukturverändernden Armenhilfe wieder versäumen. Denn die Armut im Bereich jener „jungen, aufstrebenden Völker“ ist eine Notstandsarmut; sie ist sehr ähnlich jenem Pauperismus, der in unseren Breiten seinerzeit eben auch zum Chartismus, zum Sozialismus, zum Marxismus und zuletzt zum Leninismus geführt hat. Hier sei eine Bemerkung gestattet: wenn man schon den Kommunismus im Entstehen bekämpfen will, dann sollte man sich nur nicht allein auf das Terrain einer sogenannten geistigen Auseinandersetzung leiten lassen: Ideologien, die so eng — nach Marx — auf die „Entfremdung des Menschen“ von seinem schlichten Menschenglück abgestellt haben, sind nicht verbal, sondern nur real zu widerlegen.

Die Notstandsarmut ist eine Erscheinungsform des Übergangs: d. h. bestimmte Phänomene der Leistungsgesellschaft, die unseren Wohlstand hervorgebracht hat, sind bereits vorhanden und wirken sich aus. So u. a.: die medizinisch-hygienische Leistung (Bevölkerungswachstum); die psychische Leistung (die „Revolution der Erwartungen“); die Bildungsleistung (die wachsende Zahl eines „Bildungsproletariats“) — aber die Formen der Herrschaftsgesellschaft wirken noch vor und sind noch nicht genügend abgelöst von leistungsgesellschaftlichen Einrichtungen. Bei solchen Bedingungen für das Entstehen der Armut sind sowohl die Einzelfallhilfe wie die caritativen Folgeeinrichtungen in unserer Leistungsgesellschaft mit ihrer Hilfswirkung als bestimmende Form der Caritas unangemessen: es kann sich nur um eine Hilfe handeln, die auf eine Strukturveränderung aus ist, auf den Abbau der Voraussetzungen der Herrschaftsarmut, auf die Einführung neuer sozialer Strukturen, auf die Steigerung ökonomischer Leistungsfähigkeit des

Menschen, nicht zuletzt durch eine entsprechende Bildung und — Haltung! Warum also etwas gegen diese Form der Caritas haben, auch wenn sie nun spezielle und gar wissenschaftliche Kenntnisse in Soziologie, in Ökonomie, in der Soziallehre der Kirche, im Genossenschaftswesen u. a. m. erfordern? Und gilt nicht auch für diesen sozialökonomischen Aspekt der „Entwicklung“, daß der, der „draußen ist, unrecht hat“?

Freilich ist die Hilfe von Missionaren niemals „Entwicklungshilfe“ im blanken sozial-ökonomischen Sinn: der Gegenstand ihrer Sorge ist die Armut der Menschen, der bestimmende Beweggrund ihrer Hilfe die Nächstenliebe, wenn auch die Wirkform dieser Hilfe mit zeitgemäßen Methoden erfolgt. Wie anders denn aber will man eine solche Notstandsarmut aus der Welt schaffen? Auch hierzulande waren es vielfach Pfarrer, die — einfach weil niemand anders die Fähigkeit oder das Vertrauen besaß — zur Zeit der Verarmung der bäuerlichen Bevölkerung die Selbsthilfe-Organisationen der Genossenschaften auf dem Lande begründeten.

Und gerade diese Tatsache hat dazu beigetragen, daß das Ethos der Genossenschaften das Ethos der Solidarität geworden ist. Warum scheitern vielfach Selbsthilfeorganisationen in Übersee so oft an Korruption, Streit, Schlamperei usw.? Ein wesentlicher spiritueller Beitrag der Missionare bei der Realisierung sozial-ökonomischer Vorhaben muß die Weckung jenes Ethos der Solidarität sein, ohne das keine Wirtschaft, die ja „auf Treu und Glauben“ baut, recht funktionieren kann.

Dennoch bin ich für die Streichung des Begriffes „Entwicklungshilfe“ aus dem Vokabular der kirchlichen Tätigkeit, weil er politisch belastet ist, weil er technokratische Modellvorstellungen erweckt, die dem Kern tätiger Liebe widerstreiten, und weil er — was ich nur andeuten kann — die ganze Ideologie unserer wissenschaftsgläubigen Zeit enthält, die an die vom Menschen in Gang gesetzten Prozesse wie an ein selbstläufiges System des Heils glaubt. Diese Streichung der Vokabel bedeutet aber keine Streichung der Hilfe in jener zeitgemäßen Form, wie wir sie zu erörtern suchten. Insofern müßte unser Thema formuliert werden: Mission und Notstandshilfe.

III. Man mag aber auch dann noch gegen eine solche Hilfstätigkeit von Missionaren sein, nicht nur, weil sie gelegentlich, vorübergehend oder gar jahrelang zuviel „in Baueisen und Beton“ denken, sondern weil sie völlig von einer solchen Tätigkeit absorbiert werden. Wir können dieses Phänomen noch von einer anderen Seite her betrachten: es gibt eine Art von Projektmagie, auch unter Missionaren, die magische Vorstellung, Leiter eines sozial-ökonomischen Projektes zu sein, das Erfolg hat und „etwas darstellt“. Das ist verständlich, wenn es nicht zur Folge hätte, daß man sich lieber auf Projekte verlegt, die auch nach außen etwas darstellen. Sachlich bedeutet das: Investitionen in Gebäuden, technischen Ausrüstungen usw. den „Investitionen“ im Menschen vorzuziehen. Zugleich spricht dafür, daß solche Projekte

berechenbar, meßbar, kurz: technischer Art sind — und nicht jene Unberechenbarkeit, Unabmeßbarkeit des sozialen Bezugs im Bereich der Bildung, der Selbsthilfeorganisationen, der Sozialbewegungen aufweisen. Gerade hier aber liegt der entscheidende Ansatz für die Behebung der Notstandsarmut. Diese Projektmagie führt auch zum Wettbewerb, und hier muß noch einmal auf die Grammatik, und zwar auf die besitzanzeigenden Fürwörter zurückgegriffen werden. Dieser Wettbewerb drückt sich dann in folgender Reihung etwa aus: „Das ist mein Projekt, das ist Dein Projekt, das ist sein Projekt, das ist unser Projekt und das Euer Projekt und wenn das nicht denen ihr Projekt ist, dann weiß ich nicht, wessen Projekt das sein soll.“ Aber gibt es Besitzanzeigen, wenn es um die Behebung der Notstandsarmut geht?

Freilich: wenn wir bislang von Mission in ihrem Zusammenhang mit der Notstandshilfe gesprochen haben, dann hatten wir nur die Missionare, das „Missionspersonal“ im Auge. Das jedoch ist unzulässig. Es ist die ganze Kirche, die in der Mission des Herrn steht; auch in der überseeischen Kirche ist es das ganze Volk Gottes, das in der Sendung steht, „alle Völker zu Jüngern zu machen“. (Matthäus 28, 19)

Diese Sendung schließt die tätige Liebe nicht aus, sondern ein:

1. Die ganze Kirche ist der Anwalt der Armen in der Welt. Die Aussage, die Kirche sei die „Kirche der Armen“, enthält einen genitivus subjectivus: die arme Kirche. Unter dem Einfluß vor allem von Paul Gauthier und Kardinal Lercaro ist auf dem Konzil einiges dazu gesagt worden. Die Kirche solle sich als arm erweisen in der Schicksalsgemeinschaft mit ihrem Herrn, der — nach der Aussage des Philipperbriefes „Knechtsgestalt annahm“ (Philipper 1,7). Diese „Entäußerung“ des Kyrios ist das Maßbild für die Kirche in ihrem eigenen Verhalten. — Die Aussage, die Kirche sei die Kirche der Armen, beinhaltet aber auch genitivus objectivus: sie sei die Kirche für die Armen. Denn der Herr „im Himmel, auf Erden und unter der Erde“ (Philipper 1, 10) hat mit der „Knechtsgestalt“ selber die Identität eines Armen angenommen: er ist einer von ihnen geworden, so sehr, daß alle Liebe, die ihnen zuteil wird, wegen seiner intentionalen Praesenz in ihnen auch ihm geschenkt wird: „Denn ich war hungrig und ihr habt mir zu essen gegeben, durstig, und ihr habt mir zu trinken gegeben. Ich war fremd und ihr habt mich beherbergt, nackt und ihr habt mich bekleidet . . . Was ihr einem dieser meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.“ (Matthäus 25, 35 ff.)

2. Die ganze Kirche ist das Sprachrohr der Liebe Gottes in der Welt. Durch sie kommt der Welt das Hauptgebot der Gottes- und Nächstenliebe zu, von dem Kierkegaard einmal sagte: mit der Gottesliebe und der Nächstenliebe sei es wie mit zwei Türen, von denen man die eine nur aufmachen könne, wenn man zugleich auch die andere öffne. Jeder aber, der dieses Gebot verkündet oder empfängt, kann sich von seiner Verwirklichung nicht dispen-

sieren. Als niemand anders zu helfen da war, half Jesus selbst der Schwiegermutter des Petrus (Markus 1, 29 ff.)

3. Die ganze Kirche ist das Organ der inneren Einheit der Welt. Auf Christus hin ist alles erschaffen, ihn Ihm hat das All seinen Bestand (Kolosser 1, 15 ff.) In demselben Christus soll nach der Aussage des Epheserbriefes gemäß dem Ratschluß des Vaters „alles im Himmel und auf Erden als dem Haupte“ (Epheser 1, 10) zusammengefaßt werden. Nur wenn in Ihm „alles zusammengefaßt“ wird, kommt es zur inneren Einheit der Welt. Dem Ausmaß nach war diese innere Einheit der Welt noch nie wie heute durch den schreienden Gegensatz zwischen den Wohlstandsschichten und den Notstandsschichten gefährdet. Es ist die Hoffnung auf Ihn, der unser Friede ist, die an die Beseitigung der weltweiten Ungleichheiten unserer Tage durch die tätige Liebe glauben läßt.

Ist die tätige Liebe ein Teil der Mission der Kirche, dann entfällt — wie die Gegenüberstellung von Mission und Entwicklungshilfe — auch die Nebeneinanderstellung von „Mission und Notstandshilfe“. Es gibt keinen Zusatz, der notwendig wäre.

Wohl aber ist eine andere Überlegung nötig: es ist der genuine Auftrag der Laien, durch ihren „Einsatz“ im sozialökonomischen Bereich die Mission der Kirche zu verwirklichen. Und gerade das Erfordernis, tätige Liebe im Bereich der Notstandsarmut in zeitgemäßer Form zu realisieren, macht diese Verantwortung besonders sichtbar.

Aber es gibt auch den Notfall, in dem niemand anders als der Missionar da ist, der — wenigstens einigermaßen — helfen könnte. Und deswegen sollte man die Beteiligung von Missionaren an solchen Aktivitäten, die der Behebung der Notstandsarmut dienen, nicht zu einer prinzipiellen, sondern zu einer praktischen Frage machen.